

Der neue Adam [Fortsetzung]

Autor(en): **Roger, Noëlle**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **8 (1932)**

Heft 9

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-756207>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER NEUE ADAM

ROMAN
VON
NOËLLE ROGER

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von
Bettina Fried. Nachdruck verboten

5. Fortsetzung

Der Zorn seines Lehrers... er würde gezwungen sein abzureisen... Laboratorium und Jacqueline verlassen... Er überdachte sein Geschick. Ja, Unverständnis und Feindseligkeit überall in seinem Leben. Er kam ihnen entgegen. Schon morgen! Seine Verlassenheit überwältigte ihn. Stets hatte er sich einsam gefühlt — früher, weil er arm und beschränkt war, später, weil er zu mächtig wurde. Aus seiner einsamen Kinderzeit stieg ein unwiderstehliches Verlangen in ihm auf: die Sehnsucht nach einer weiblichen Hand auf seiner Stirn, nach einer zärtlichen Zufluchtsstätte.

Silenrioux begegnete dem Blick der braunen Augen — und seine Erbitterung schmolz. «Ach! Jacqueline, wenn ich Sie wenigstens behalten könnte...»

Die Liebe... war es nicht Liebe, diese brennende Sehnsucht, die ihn zu Jacqueline trieb, die Süße, die er in ihrer Nähe fand, das Bedürfnis, sie zu sehen, sie zu hören... Ach, sie in seinen Armen... was würden ihn dann Flécheyre und die anderen kümmern?

«Jacqueline...» flüsterte er. «Jacqueline...»

Es war ein anderer, der sprach. Diese langsame, zärtliche Stimme, die sie nie von ihm gehört hatte, überraschte sie.

«Jacqueline... Sie, die alles erraten... haben Sie nicht auch dies erraten?»

Schrecken verdunkelte die sanften braunen Augen. Jacqueline streckte die Hände vor, um eine dunkel geahnte Gefahr abzuwenden.

«Seit dem Tage, wo Sie zu mir kamen, Jacqueline... Sie erinnern sich jenes Tages... an dem ich so krank war...»

Silenrioux blickte sie gebieterisch an, als versuchte er, eine Erinnerung heraufzubeschwören: jenen Tag, wo sie sich über sein Sterbebett gebeugt hatte. Das rote Haar, das blasse Gesicht und das mitleidvolle Lächeln hatten seitdem alle seine Träume umschwebt.

«Das Licht, die Sonne... die wiederkehrende Kraft... das neue verzehnfachte Leben... ich sah Sie überall, zwischen allen Dingen... Ich liebte Sie schon, ohne es zu wissen, als ich Sie in Flécheyres Laboratorium wiederfand.»

Sie schwieg noch immer; er fuhr leidenschaftlicher fort:

«Jacqueline... ich lebe auf einer einsamen Insel... kommen Sie zu mir!»

Jacqueline rühren... sie überzeugen... ihr eine glänzende Zukunft versprechen? Reichtum... unerhörte Macht... das Leben einer Königin? Nein, nein... wozu?

Silenrioux' scharfe Augen suchten das halb abgewandte Gesicht: Jacqueline war nicht wie die anderen... Sie würde ihre Liebe nur dem schenken, der ihrer bedurfte.

Und Silenrioux sprach leise weiter:

«War je ein Mensch so verlassen wie ich, seit... seit dem Anfang der Welt?»

Seine grünschillernden Augen verdunkelten sich, wurden fast grau. Und Jacqueline, ergriffen, erriet das Bild, das diesem willensstarken Blick vorschwebte.

Der Vorfahr, das erste Wesen, mit dem Hervé verwandt war, der Zukunftsmensch, der plötzlich allein dastand, inmitten der in Umwandlung begriffenen Tiergattung.

«Ich weiß...», stammelte sie.

Sie sah René, wie er ihr triumphierend ein Geheimnis ins Ohr flüsterte an jenem Abend, da Flécheyres blasses Gesicht ihnen Furcht eingeflößt hatte... und zwei Tage darauf starb René, in der Blüte seiner Kraft, auf ungeklärte Weise im

Spital... Jacqueline hatte die Ursache der Katastrophe vorausgefühlt, hatte Flécheyres Entsetzen und den Grund von Vézélises Abreise erraten. Sie fühlte, daß eine dunkle Gefahr über ihrem Meister schwebte.

«Hervé», wiederholte sie, «ich weiß... Sie können alles unternehmen, alles erreichen... Sie haben Genie... unvergleichliches Genie. Und ich... ich bin so unbedeutend. Ich kann Ihnen nicht folgen. Ich wäre eine Last für Sie... ich taue nur zum Tippen.»

Er protestierte heftig; mit seiner gewohnten Hast, seiner wilden Art stieß er Worte hervor, die ganze Sätze ausdrückten. Und Jacqueline schien es, als sprängen diese Worte wie Kugeln um sie herum. Sie fühlte sich fortgerissen in einem Strom von Ideen, Bitten, Plänen, Träumen, dessen schwindelerregendem Tempo sie kaum zu folgen vermochte.

Sie, sie, die viel intelligenter ist als alle anderen... sie, deren Intuition die Intelligenz übertrifft... Jacqueline kann Gedanken lesen... sie ist klug und gewandt... mit ihr wird er nicht allein sein, kein Fremder mehr unter den Menschen. Ihr gemeinsames Leben! Das Glück, zu zweien alles zu verstehen, alles zu wagen, alles zu können. Mit ihr leben! Seine Kräfte wachsen fühlen! An ihrer Seite... Ach, Jacquelines Zärtlichkeit, Jacquelines Liebe...

Und immer wieder durchschnitten seine ungestümen Worte das Geständnis:

«Ich liebe Sie — ich brauche Ihre Liebe...»

«Hervé», sagte sie schließlich, als sie sich gesammelt hatte, «ich werde niemals heiraten. Ich will Ihnen Freundin und Vertraute sein. Sehen Sie, mein Leben gehört diesem Laboratorium, gehört Dr. Flécheyre, der mich braucht.»

«So wollen Sie ihm alles opfern!» rief er aus. «Und wenn er stirbt, wird es für Ihr Glück zu spät sein!»

«Glück?» wiederholte sie. «Aber ich bin ja glücklich, Hervé. Es macht mich glücklich, denen zu helfen, die ich liebe, im Schatten zu leben, immer bereit zu sein, wenn man mich braucht... Das ist doch Glück — das ist mein Glück!»

Diese Selbstverleugung, diese Freude im Entsagen... konnte er das begreifen? Jacqueline erriet, daß er nach Gründen forschte... daß er welche fand... Bleich und heftig stand er vor ihr:

«Eine solche Aufopferung ist nicht mehr Dankbarkeit, nicht mehr Freundschaft... das ist Liebe... Das ist Liebe... jawohl! Liebe!»

«Oh!» schrie sie, «schweigen Sie, Hervé!»

Liebe zu einem anderen! Eine heiße Welle überlief ihn von Kopf zu Fuß. Er, der nur geistige Wonnen gekannt hatte, empfand plötzlich etwas anderes: diese Hände, begierig zu umarmen und zu töten, waren nicht mehr seine eigenen.

Er schleuderte ihr die Worte ins Gesicht:

«Ihre Gedanken begleiten ihn Tag und Nacht, sein Kummer ist Ihr Kummer... sein Leben ist Ihnen teurer als Ihr eigenes... ist das nicht Liebe... sagen Sie, ist das nicht Liebe?»

Sie erhob sich, sehr blaß, und sagte mit fester Stimme:

«Fühlen Sie nicht, wie häßlich Ihre Worte sind, und wie sehr Sie mich von Ihnen entfernen? Sie gehen geradezu auf Ihr Ziel los und zertreten alles auf Ihrem Wege... Ja, das ist es, was Sie so schrecklich macht, so schrecklich, daß ich Sie nicht mehr anzusehen wage.»

Sie schien seine Gegenwart vergessen zu haben und zu sich selbst zu sprechen:

«Er, der Meister, der mir mehr war als mein Vater... dem ich alles verdanke... der mich geheilt hat, erzogen, aus dem Elend gerettet... dem ich nie werde vergelten können, was er mir Gutes getan... es sei denn, ich opfere mich allen, die ihm nahestehen... seiner Frau, seinen Kindern... Mein Gott,

gibt es denn kein anderes Wort dafür als Liebe, Liebe aus Sinnlichkeit, aus Egoismus, Liebe aus Stolz, aus Leidenschaft?»

Sie hörte nicht auf Silenrioux' eiligen Schritt. Als sie aufblickte, war sie allein. Und sie setzte ihre Selbstprüfung fort, aus Angst, sie könnte in dem reinen Sanktuarium ihrer Zärtlichkeit ein dunkles Bild entdecken.

«Hervé lügt...» schluchzte sie. «Er hat gelogen...»

«Aber wenn Hervé, um sich zu rächen, zu Flécheyre sprechen würde? Wenn Flécheyre nur einen Augenblick daran glaubte... Dann müßte ich fort... ihn verlassen... alles verlassen.»

Und heiße Tränen benetzten ihre Wangen...

Doch gleich beherrschte sie ihren Schmerz, Neben einem Stoß weißer Blätter harrete ihrer ein Manuscript.

«Genug! Es geht jetzt nicht um mich... der Meister kommt zurück... er braucht Ruhe... Zärtlichkeit...»

Sie stellte ihre Maschine ein und begann zu tippen.

*

Als Dr. Flécheyre zur Stunde der Visite den Hof des Spitals betrat, mit seinem gewohnten raschen Schritt, seiner hohen, etwas gebeugten Gestalt, dem abgemagerten Gesicht unter den weißen Haaren, war das ganze Personal im Nu versammelt.

Flécheyre drückte die Hände, die sich ihm entgegenstreckten, sagte dies und jenes. Zuletzt sah er Silenrioux, der ihm auf der Haupttreppe entgegenkam. Da erstieg er langsam, mit gebeugtem Nacken die Stufen. Bei jedem Schritt schienen sich seine Schultern, wie unter einer unsichtbaren Last, mehr und mehr zu senken. Silenrioux hatte seine gewohnte Miene, sein respektvolles Lächeln. Der Doktor war von dem Blick der grünen Augen erschüttert und dachte sogleich:

Nein... es ist nicht möglich! Ich habe mich geirrt. Maurice hat recht...

Da fand er seinen natürlichen Ton wieder und fragte:

«Ist alles gut gegangen?»

«Nicht übel... Meister... Etwas Grippe — ziemlich heftig...»

Schwester Eliza, die ihnen im Korridor vorausging, wandte sich zum Chef um und flüsterte: «Eine Epidemie auf Ihrer Station, Herr Doktor!»

«Oh! Tote?»

«Ja, Meister!» antwortete Silenrioux.

«Seit wann?»

Die Schwester kam Silenrioux zuvor:

«Gleich nach Ihrer Abreise, Herr Doktor...»

Sie traten in den ersten Frauensaal. Flécheyre fühlte, wie alle Blicke ihm entgegenkamen. Wackelnde Köpfe richteten sich auf. Und über diese aus ihrem Stumpfsinn aufgerüttelten Gesichter breitete sich ein Lächeln, das wie ein stummer Ruf war. Er hörte das einfürmige Lachen von zwei alten Blödsinnigen, die es den anderen, den Lächelnden, nachtun wollten. Sofort hatte er den Eindruck, als empfinde man ihn mit zu großer Freude, als versuche man sein Kommen irgendein Gespenst.

Ist denn Silenrioux nicht beliebt? fragte er sich, wieder von einem sonderbaren Unbehagen ergriffen.

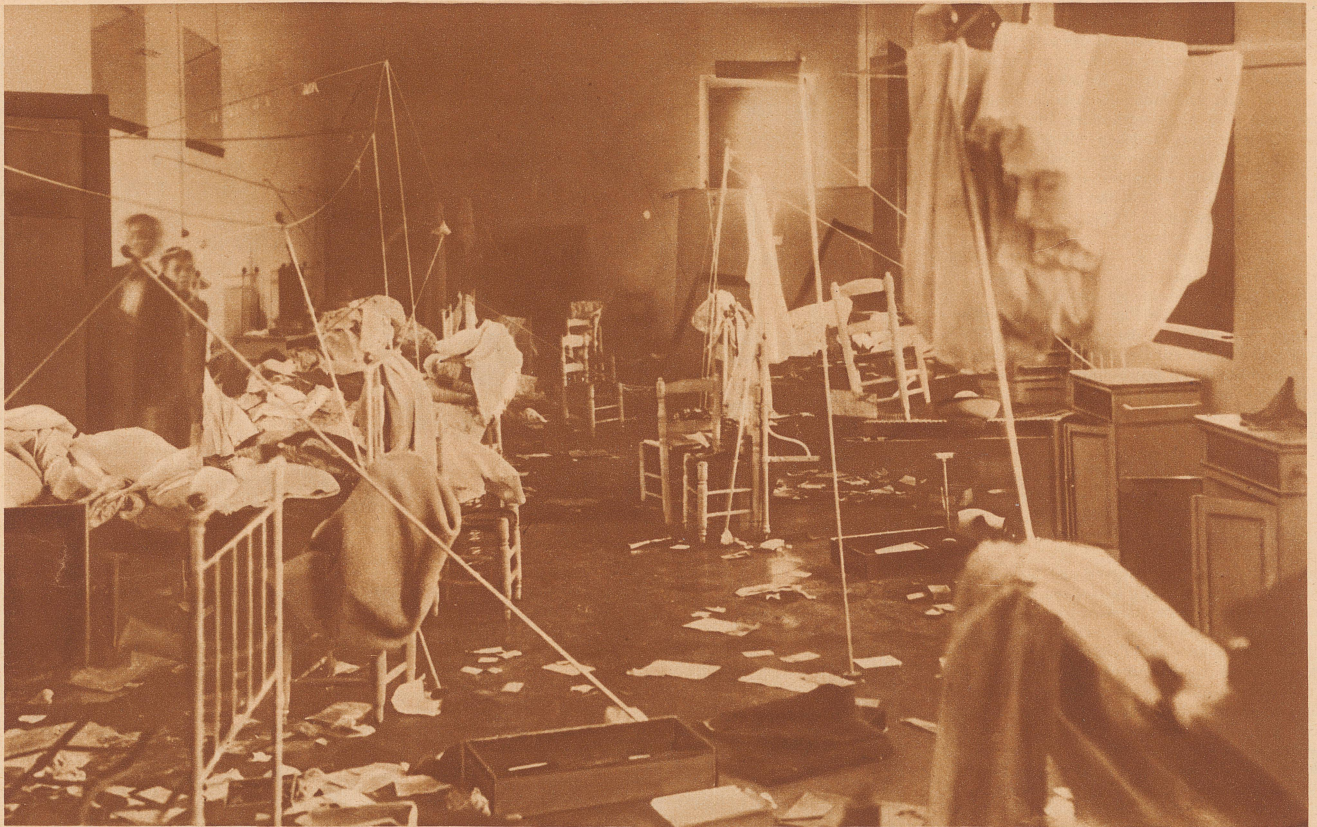
Schwester Eliza schritt neben ihm, schweigend, mit gesenktem Kopfe. In den Händen hielt sie ein Bündel Zettel. Und wenn er sich über eine Kranke beugte, blieb sie am Fußende des Bettes in wartender Haltung, mit geschlossenem Gesichtsausdruck, ohne auf Silenrioux' Worte zu antworten.

Flécheyre, durch die neuen Gesichter verwirrt, orientierte sich durch die an der Wand befestigten Fiebertabellen, las laut das Einlieferungsdatum.

«Was ist aus Nummer 9 geworden, die vorher hier lag?»

Er warf einen Blick auf den Zettel, den ihm die Schwester reichte, und erinnerte sich plötzlich.

(Fortsetzung Seite 258)



Ein seltenes photographisches Dokument von den antireligiösen Unruhen in Spanien: die Vision im geplünderten Kloster

Mit der offiziellen Aufhebung des Jesuitenordens und der Schließung seiner Klöster hat die kirchenfeindliche Bewegung in Spanien ihr Ende noch lange nicht gefunden; immer wieder flackern an einzelnen Punkten des Landes spontane Feindseligkeiten auf, werden Kirchen und Klöster verbrannt, geplündert, ausgeraubt. Dabei geraten die Menschen, die sich gegen die bis anhin allmächtige Kirche auflehnen, oft in einen merkwürdigen Zwiespalt zwischen ihrem bewußten Willen und der unterbewußten mystischen Macht, die jahrhundertlang die Seelen der gläubigen Generationen geformt hat. - In das Kloster des «*Esclavas Concepcionistas*» an der Calle Nueva in Malaga brach unlängst ein erregter Volkshaufen ein, dessen Wut sich speziell gegen dieses Kloster, das ein Erziehungsinstitut für adelige junge Mädchen gewesen war, richtete. Die Tore waren schon gerammt, die unteren Stockwerke geplündert, - nun stiegen sie noch in den Schlafrum der Zöglinge hinauf, während andere schwere Benzinkannen angeschleppt brachten, um das Ganze in Flammen zu stecken. Aber plötz-

lich ein Schrei, aufgeregtes Durcheinanderrufen, - und dann tiefe Stille. Wenige Minuten später stürzte die ganze Horde aus dem Haus, - das Kloster blieb vom Brand verschont. Was war geschehen? Ein Vorhang, achtlos abgerissen und über die Stange geworfen, hatte in seinen Falten ein Gesicht gebildet, ein Gesicht mit kurzem Bart, gerunzelter Stirn, zornigen Augen, - das Gesicht Christi, wie den Auführern ihr schlechtes Gewissen eingab. Als dann das Ganze noch im leichten Wind zu schweben anhub, gab es kein Halten mehr: Christus war ihnen erschienen und hatte gezeigt, daß das Haus unter seinem Schutz stand. Verstört verließen die Kirchenfeinde das Kloster. - Am nächsten Morgen kam die *Superiora* heim, froh und erstaunt, das Haus noch erhalten zu finden. Sie ließ alle Räume photographieren, um dem Mutterhaus einen Begriff von dem Unglück zu geben. Die Erklärung für die rettende Vision fand sich in der Photographie des Schlafrums, die uns unser Mitarbeiter Costa de Ruels zur Verfügung gestellt hat.

Aufnahme «Illustration»

«Ein junges hysterisches Mädchen, das ich operiert hatte?»

«Gestorben», antwortete Silenriex. «Herzschlag nach einem Schüttelfrost...»

«Und hier? Nummer 12? Eine Frau, die am Veitstanz litt?»

«Gestorben... der gleiche Fall...»

«Nummer 18?»

«Das gleiche...»

Flécheyre schwieg. Seine Kranken, die er mit dem Serum von endokrinen Drüsen behandelte, blieben lange auf seiner Station. Er kannte sie, beobachtete sie, erinnerte sich ihrer Nöte.

Im Nebensaal erhielt er fünfmal dieselbe Antwort: Gestorben!

Vor der Tür des dritten Saales zögerte er, als fürchtete er hineinzugehen.

«Und hier?» fragte er.

«Hier sind es etwas mehr, Meister... Neun Todesfälle!»

Flécheyre warf einen Blick auf die Schwester: «Hat die Grippe in den anderen Abteilungen ebenso gewütet?»

«Nein, Herr Doktor», antwortete sie tonlos.

«Wie? Kein einziger Fall?»

«Nicht ein einziger, Herr Doktor!»

«Merkwürdig...» murmelte Flécheyre.

«Und am merkwürdigsten ist», sagte die Schwester, «daß alle diese Grippekranken gestorben sind... ohne Ausnahme...»

«Ja, Meister, das ist ein Unglück!» erklärte Silenriex. «Das passiert oft... Im vorigen Jahre zum Beispiel auf der Station von Dr. Lantanae...»

Mit gewohnter Geläufigkeit zählte er Tatsachen auf. Flécheyre antwortete nicht. Angsterfülltes Schweigen lag über dem Saal. Man hörte nur eine Alte, deren Bett Flécheyre am nächsten stand, mit gefalteten Händen murmeln:

«Sie sind wieder da, wieder da, Herr Doktor! Sie sind wieder da...»

Sie sagte es wie eine Zauberformel, und in ihr vertrocknetes Gesicht kam allmählich ein Ausdruck der Erlösung.

Flécheyre ging in die Männerabteilung. Er schritt sehr schnell, sprach kein Wort zu Silenriex, wandte sich nur an die Schwester:

«Wieviel Tote hier?»

In der Isolierkammer lagen zwei junge Leute mit verbundenem Kopf, unbeweglich, im Halbschlaf.

«Du hast sie trapaniert!» sagte Flécheyre, mit vernichtendem Blick auf Silenriex.

«Gehirnverletzung... Verwachsung an der Schädeldecke», erwiderte der Assistent.

Flécheyre untersuchte sie: sie waren verloren. Er richtete sich auf, mit verzerrten Zügen. Die Masken dieser Unbekannten verschwanden und Renés Gesicht erschien ihm: lebendig, leidenschaftlich, ihm zugeneigt, ihn anflehend... dann wieder starr ins feuchte Kopfkissen gedrückt, unter einem Leinenturban wie dieser...

Brisk wandte sich Flécheyre ab, verließ den Raum, ging in den großen Frauensaal und blieb dort in Gedanken versunken.

Die Schwester wagte es endlich ihn anzusprechen.

«Herr Doktor... wenn Sie wüßten, welche Angst

sie haben, am Abend, wenn die Temperatur gemessen wird! Die Kranken weigern sich, auf Ihre Station zu kommen... Ich war schon entschlossen, eine Untersuchung zu beantragen...»

Sie sprach sehr leise. Aber Silenriex hatte ihre Worte gehört, wandte sich zu ihr und sah sie durchdringend an. Da schwieg Schwester Eliza. Flécheyres Augen glitten über die lange Reihe der schmalen Betten und blieben forschend auf den halb Leblosen haften. Einige dieser Frauen waren infantil geworden, andere waren es immer geblieben, aber ihren kindlichen Gesichtern fehlte die Frische. Jetzt, da die Freude über seine Rückkehr sich gelegt hatte, lag eine stumpfe Unruhe über ihnen. In dem schlummernden Bewußtsein dieser Entarteten hämmerte ohne Unterlaß, wie ein Uhrenpendel, die gleiche fixe Idee.

«Herr Doktor», sagte die Schwester leise, «da sind noch zwei ganz merkwürdige Fälle: zwei junge Frauen, die Sie seit sechs Monaten wegen nervöser Störungen behandelten. Vor drei Wochen hat sich bei beiden Brustkrebs gezeigt... Wollen Sie sie sehen?»

«Ach!» seufzte Flécheyre, «später...»

Ein Krankenwärter kam.

«Herr Doktor... wenn Sie kommen möchten... Nummer 4... es fängt gerade an... ein Schüttelfrost...»

Flécheyre durchschritt die Säle, begab sich zu Nummer 4, untersuchte den Jüngling mit dem dünnen Gesicht, der mit hervorquellenden Augen delirierte, von Schreckbildern verfolgt.

(Fortsetzung Seite 261)

Und er fragte mit abwesender Stimme, die man an ihm nicht gewohnt war:

«Warum ist er nicht isoliert?»

«Heute früh ging's noch gut, Herr Doktor! Wir wollten die Visite abwarten.»

Flécheyre schlug brüsk die Decke zurück, prüfte die glühende Haut und bemerkte einen braunen Fleck, einen kleinen trockenen Jodring um eine Narbe.

«Was ist das?» fragte er Silenrioux.

«Gestern früh habe ich eine Salzeinspritzung gemacht, weil die Kräfte abnahmen», erklärte dieser.

Flécheyre richtete sich auf, deckte den Kranken zu, erteilte kurze Befehle und wandte sich an Silenrioux:

«Komm mit mir!»

«Meister... ich habe noch in den Sälen zu tun.»

Flécheyre zerschneid den Einwand mit einer Geste seiner nervösen Hand. Ohne die Stimme zu heben, wiederholte er den Befehl: «Komm mit!»

Silenrioux gehorchte. Während der Autofahrt sprach Flécheyre kein Wort.

Er stieg die Treppe zum Laboratorium hinauf, ließ Silenrioux in sein Kabinett eintreten, schloß die Tür, stellte sich dem jungen Mann mit gekreuzten Armen gegenüber und sagte hart:

«Ich verlange die Wahrheit.»

Silenrioux senkte sein starres Gesicht nicht. Es schien ihm, daß eine dumme Katastrophe sein fast vollendetes Werk vernichte. Flüchtige Bilder blitzten auf: der schwere Lastwagen, der Curie überfuhr; Newtons Hund, der durch einen Sprung die brennende Kerze zwischen den Manuskripten seines Herrn umwirft; die römische plündernde Bestie inmitten der Wunderwerke Karthagos; die Flut von Atlantis, die eine ganze Zivilisation restlos verschlang. Flécheyre schien ihm der Feind, der seinen Siegeslauf aufhielt und sich seinem Genie widersetzte.

«Die Wahrheit!» wiederholte Flécheyre brutal. Silenrioux schwieg. Wer sprach von Wahrheit? Ihm, dem unermüdeten Forscher, der Tag und Nacht arbeitete, um dem Leben ein Bruchteil seiner Geheimnisse zu entreißen! Wird er nicht eines Tages allen Ignoranten seine mit Wahrheit beladenen Hände reichen? Wozu sich verteidigen? Dieser fassungslose Mann, der ihn beschuldigt, faselt wie ein Kind. Er bleibt in den engen Grenzen der Gegenwart, versteht nicht, in die Zukunft zu blicken...

Es ist erbärmlich! Dem Retter von Millionen den Tod einiger nutzloser Degenerierten vorzuwerfen! Ihn wie einen Verbrecher zu behandeln, den Schüler, der so nahe daran ist, Flécheyres Laboratorium durch eine doppelte Entdeckung unsterblich zu machen: das Krebsserum und das Serum gegen Tuberkulose!

Silenrioux schweigt noch immer. Er erwartet, daß sich der Zorn seines Lehrers legt.

Flécheyre, leichenblau und zornbebend, stützt seine zitternden Hände auf den Tisch. Hervé befürchtet, er könnte jeden Augenblick zusammenbrechen und lauscht erleichtert den hervorgestoßenen Worten, die ihn wie Peitschenhiebe treffen. Sie dringen durch die Zwischenwand und ertönen im Laboratorium, wo Jacqueline, in einen Winkel geflüchtet, erschauert und den Nacken unter dem Sturm beugt.

«So also entehrst du mich?»

Sie wartet zitternd. Wird sich Hervé nicht entschuldigen?

«Siehst du denn nicht, wie du mich lächerlich machst und verrätest?»

Endlich spricht Silenrioux, leise, aber so deutlich, daß sie die Worte hören kann:

«Habe ich Ihnen je vorgeworfen, daß Sie aus mir das gemacht haben, was ich bin? Ich betrachte Sie als meinen Wohltäter... Warum also?»

«Alle die Toten... alle die Toten!» schreit Flécheyre außer sich. «Die achtundzwanzig Toten in meinen Sälen... Du gestehst also? Experimente — dein Serum!»

Mit aller Kraft wünscht Jacqueline nichts mehr zu hören. Zitternd geht sie nach dem kleinen Hinterzimmer, ihrem Zufluchtsort, und beginnt auf ihrer Maschine zu tippen, um den Wortwechsel durch das monotone Geräusch zu übertönen.

Aber Flécheyre stößt heftig hervor:

«Und der Stationsarzt?»

Ein gräßlicher Verdacht klingt in seinem Ton.

«Du hast ihn behandelt... du wolltest ihn entfernen, wolltest frei sein! Hast du nicht...»

Die Frage bleibt ihm in der Kehle stecken. Er keucht. Und sein Atem gleicht einem Stöhnen.

Da fällt es Jacqueline plötzlich ein, daß die Tür zu Flécheyres Kabinett nur angelehnt ist. Vater Gray kann jeden Augenblick hereinkommen, ebenso der Assistent Plojoux.

Und Flécheyre hört nicht auf, seine schrecklichen Geheimnisse herauszuschleudern. Die Tür muß um jeden Preis geschlossen werden.

Ohne ihre Schritte zu dämpfen, durchschreitet Jacqueline das Laboratorium.

Sie achten ihrer nicht, die beiden Männer, die sie durch die halbgeöffnete Tür erblickt.

Flécheyres Stimme ist plötzlich verändert.

«Meine Enkelin...» murmelt er, «meine Enkelin, auch sie...»

Sein leichenblasses Gesicht... seine vorgestreckten Hände; als wollte er das unerträgliche Bild zurückstoßen, daß seine entsetzten Augen mit Tränen füllt... Die leise geschlossene Tür schneidet den Schrei von Silenrioux ab.

«Ach Meister! Ich glaubte, sie zu retten! Ich schwöre es Ihnen...»

Jacqueline hat sich zu ihrer Schreibmaschine geflüchtet. Sie tippt Worte ohne Sinn, ohne Zusammenhang. Ihr Herz blutet für Flécheyre. Ach! Wie weh er allen tut, denen er naht, dieser Silenrioux! Und sie denkt:

«Mein Gott, wann wird dies ein Ende nehmen!»

Endlich! Die Tür wird brüsk geöffnet. Jacqueline erzittert, als sie Flécheyre laut sagen hört:

«Morgen... ja... morgen früh! Und inzwischen bitte ich dich, nicht mehr ins Spital zu gehen.»

Silenrioux geht rasch an ihr vorüber, ohne sie zu sehen. Sie hebt verstohlen ihre Augen zu ihm auf. Und sieht auf seinem Gesicht nur ein großes trauriges Staunen.

Er ist fort, Jacqueline erwartet, daß der Meister sie rufe. Aber ins Laboratorium dringt kein Geräusch. Sie stellt sich Flécheyre vor, wie er in einem

ABSCHIED VOM WINTER — ABSCHIED VOM ABENDKLEID!

Das erstere freut, das letztere schmerzt. Der Monat Februar aber gab noch viel Gelegenheit, die langen, schmalen, strengen, nur wenig verzierten Kleider zu tragen, die nur durch die Linie wirkten. Gleich nachher kann man dann aufatmend die leichten, lustigen, phantasievollen Frühjahrssachen hervornehmen, die voller Blumen und Schleißen sind und es mit der Linie nicht gar zu genau nehmen.



«A minute». Hellblaues Crêpe Satin-Abendkleid. Modell Joe Straßner



«La belle aventure». Schwarzes Chiffonkleid mit Puffärmeln und glockigem Endteil. Dazu lange dunkle Lederhandschuhe und kleiner flacher Filzhut. — Modell Joe Straßner

Sessel, den Kopf zwischen den Händen, vor sich hinsagt: «Ein Mörder... ich habe einen Mörder erschaffen.»

«Setze dich», sagt Flécheyre, indem er auf einen Sessel ihm gegenüber weist.

Silenrieux sitzt in dem kleinen, mit Gläsern gefüllten Arbeitszimmer. Mechanisch prüft er die Wände, als suche er nach Spuren der gestrigen schrecklichen Szene. Wendet sich ab von dem gealterten, müden, schmerzgezeichneten Gesicht: Flécheyre auf den Ruinen seiner Träume...

Der Schüler weiß wohl, daß die Augen, die seinen Blick suchen, nicht mehr zornig sind, nur traurig; von demselben Schmerz erfüllt wie am Vorabend, als Flécheyre auf den Ruinen seiner Träume...

«Du hast mich verraten. Ich vertraute dir, und du hast mich verraten.»

Das ist es. Flécheyre glaubt, ich hätte ihn verraten, während ich gerade das herrlichste Geschenk für ihn vorbereitete.

Ueber solchen Unverstand kann er nur die Achseln zucken. Wozu noch diskutieren? Er tut mir leid, dieser Mann, der nur ein Mensch seiner Zeit ist. Genie! Ja, Flécheyre hat Genie besessen, zufällig, eine Stunde lang. Wie sehr er es heute bedauert! Hervé hört ihn zu sich selbst sprechen:

«Meine Strafe! Wer weiß, — sie fängt erst an...»

Nun richtet er sich auf, stützt beide Hände auf den Sessel, neigt sich ihm zu:

«Höre!»

Was wird er ihm vorschlagen? Das Spital zu verlassen? Paris, Frankreich zu verlassen? Was macht ihm das aus? Er wird irgendwo ein anderes Laboratorium finden!

«Hervé! Du begreifst, daß eine Untersuchung...»

Er bricht ab, sieht schon im Geiste diese Untersuchung: die aufgeregten Kranken, die Feindseligkeit der Schwestern, die mißtrauischen Verwandten im Bureau, die Mutter des Stationsarztes, schluchzend, wie sie vorhin geschluchzt hat... die allgemeine Zurückhaltung, der Schreck, das Geheimnis. Und dann, die vielen Fälle, und unverantwortliche dabei, wie die beiden jungen Frauen, die nach einer

Einspritzung am Krebs erkrankt sind, und die Trepanierten, von denen einer heute früh gestorben ist.

«Eine Untersuchung würde deine Verurteilung zur Folge haben», sagt Flécheyre leise.

Silenrieux lächelt schwach.

«Das ist mehr als wahrscheinlich, Meister!»

Flécheyre zuckt zusammen und fährt wie bittend fort:

«Aber warum diese Eile, Hervé? Du gebrauchst die Menschen als Forschungsmaterial... Du hättest deine Ideen ausreifen lassen, hättest die Experimente hundertmal wiederholen sollen, bevor du versuchtest. Du willst zu schnell vorwärtskommen. Du bist doch jung, hast das ganze Leben vor dir.»

Silenrieux' Augen blitzten auf — zwischen den Augenlidern glichen sie zwei harten, funkelnden Smaragden.

«Ich bin hundert Jahre älter als Sie, Meister!»

Flécheyre erzitterte; in sein plötzliches Unbehagen drang Hervés Stimme:

«Was ist denn ein Leben? Ein Leben, für den, der etwas weiter sieht.» Flécheyre hatte sich wieder gefasst, war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab.

«Ich gebe zu, daß du nicht allein verantwortlich bist. Du bist ein vorwärtsschreitendes Gehirn, das einzig und allein seinem Wissensdrang folgt. Ich werde dich nicht der menschlichen Justiz ausliefern; dein Fall untersteht ihr nicht. Ich kann mich aber nicht damit begnügen, dich aus dem Spital zu jagen, wie jemand, der seine Pflicht nicht erfüllt. Wozu auch? Du würdest anderswo deinen gottlosen Versuchen nachgehen. Und wie viele Opfer würde es kosten, bis du dein Ziel erreicht hast! Darum...»

Er unterbrach sich. Silenrieux rührte sich nicht. Und diese ungewohnte Bewegungslosigkeit war das einzige Anzeichen seiner gespannten Aufmerksamkeit. Er blickte zu Boden, die Hände über den Knien.

«Darum mußt du einen anderen Beruf wählen, in dem du deine wunderbare Macht mit weniger Gefahr für die Menschen ausüben kannst: Mathematik, Astronomie, Naturwissenschaft, Philosophie!

Alle Gebiete der Wissenschaft stehen dir offen. Du wirst andere Entdeckungen machen, andere Wissenschaften aufbauen. Ich werde selbstverständlich die Kosten deiner Studien bestreiten... Nimm die Brieftasche. Sag nicht nein! Auch ich fühle mich verantwortlich. Ich verlange von dir nur, daß du meine Bedingungen ehrlich erfüllst: daß du deine Forschungen aufgibst, mir deine angefangenen Arbeiten überläßt und nie wieder die Schwelle eines Krankenhauses überschreiten wirst.»

Hervé sah bestürzt auf. Seine Gedanken jagten sich: heftiges Bedauern, Ueberraschung über diese unerwartete Eröffnung, neue lockende Perspektiven! Stärker als alles andere aber war das Bedauern.

«Ach, Meister... verzichten! Wie hart Sie sind! Bedenken Sie doch, daß es vielleicht Generationen währen wird, ehe andere das vollenden, was ich in wenigen Monaten erreicht hätte! Sie, der Sie die Menschen so lieben, denken Sie doch, welche Hilfe Sie ihnen rauben! Warten Sie noch einige Zeit!»

Er blickte ihm leidenschaftlich ins Gesicht, auf dem er ein Zögern las.

Flécheyre mußte im stillen den Worten Silenrieux' beipflichten. Aber er streckte die Hand aus, als wollte er sie zurückdrängen:

Einige Monate: wie viele Opfer noch? Welch schreckliche Verantwortung! Nein, sein Vertrauen war ein für allemal zerstört.

Er sah die beiden Kinder durch das Laboratorium eilen, und der Sinn von Hervés Worten wurde ihm klar: Sie werden nicht mehr kommen...

Er sah Silenrieux an und fühlte sich machtlos, die Kraft, die er entfesselt hatte, einzudämmen.

«Nein!»

Und als wollte er sich an eine letzte Hoffnung klammern:

«Später, viel später vielleicht, wenn du geduldiger geworden bist, und menschlicher.»

Und nach einer Weile:

«Es ist ein Schmerz für mich, daß wir uns so trennen müssen!»

(Fortsetzung folgt)

Für sie nur Lindt

HOTEL REGINA DAVOS

5 Min. von der Parsenn-Bahn
Kleines Familienhotel. Alle Zimmer mit fließendem Wasser. Lift. Zimmer von Fr. 5.- an. Prospekte durch den Besitzer

E. MÜLLER-SANTSCHI · TELEFON 332

HOTEL
Habis-Royal
Bahnhofplatz
ZÜRICH
Restaurant

Clichés
und
Gabanes
A. Watter & Co.
Mlichbuckstr. 15. Tel. 60.321

HEILKRÄFTIGE
und bewährte Kräutermittel versendet
das Vertrauenshaus:
Kräuter-Zentrale
Floralp, Joh. Künzle,
Herisau

OPAL

LEICHT
OPAL FAVORIT
MILDE FEINE BRÄUNLICHE RAUCHUNG
OPAL HAVANA
MILD
OPAL MILD
FEINSTE RAUCHMISCHUNG • MELANGE HAVANE
Fabrique des Cigarettes
S.A. Eichengerger - Basle

des Rauchers Ideal